

Josef Brüderl

Was kann familiensoziologische Theorie? Korreferat zum Beitrag von Günter Burkart

What is sociological theory on the family about?

Zusammenfassung

Dieser Artikel diskutiert aus der Sicht des kritischen Rationalismus gängige Theoriedebatten der Familiensoziologie. Es zeigt sich, dass viele dieser Theoriedebatten wenig Erkenntnisgewinn versprechen. Demgegenüber – so wird argumentiert – sind familienökonomische Modelle hilfreich für die Familienforschung.

Schlagerworte: Familiensoziologie, Familienökonomie

Abstract

This article discusses current theoretical debates within family sociology. It is argued that many of these debates are fruitless. Instead, the author argues that models inspired by family economics have proven to be very helpful for family research.

Key words: family sociology, family economics

Seit den 1980er Jahren hat sich in der deutschen Familiensoziologie eine schleichende „Revolution“ ereignet: Ausgehend von der Lebensverlaufsperspektive, verbunden mit der vermehrten Verfügbarkeit von Längsschnittdaten und dem Aufkommen der Ereignisdatenanalyse haben sich viele, insbesondere jüngere Familiensoziologinnen und -soziologen der längsschnittlichen, quantitativen Analyse familialen Handelns zugewandt. Aus der Sicht dieser Forschungsrichtung sind die Ausführungen von Günter Burkart zum Stand familiensoziologischer Theorie stark ergänzungsbedürftig. Denn seine Ausführungen orientieren sich stark an der „klassischen“ Familiensoziologie, die in der „modernen“ Familiensoziologie nur mehr eingeschränkt brauchbar ist.

Zum methodologischen Hintergrund

Meine Ausführungen stützen sich auf eine bestimmte wissenschaftstheoretische Position, die ich zunächst knapp skizzieren will. Insofern sich Familiensoziologie als



Realwissenschaft versteht, können Theorien nicht nur Selbstzweck sein. Theorien sind dazu da, uns zu helfen, die Welt zu verstehen. Gemäß den methodologischen Prinzipien des kritischen Rationalismus sind Theorien informationshaltige Aussagensysteme, die möglichst präzise formuliert und logisch konsistent sein sollten. Aus einer Theorie sollen logisch Hypothesen abgeleitet werden können, die empirisch überprüfbar sind. Die in den Hypothesen festgehaltenen Zusammenhänge werden durch die Theorie gleichzeitig erklärt.

Wenig hilfreiche „Theorie“debatten

Ausgehend von dieser methodologischen Position ergeben sich unmittelbar einige Anmerkungen zu einigen so genannten „Theorie“debatten, auf die auch Kollege Burkart ausführlich eingeht. Da es sich überwiegend um definitorische Probleme handelt, verwundert es schon, dass diese Debatten in der Familiensoziologie üblicherweise unter „Theorie“ verbucht werden.

Zuerst ist da die „Arbeit am Begriff Familie“ zu nennen. Aus Sicht des kritischen Rationalismus sind Begriffe dazu da, die Verständigung zu ermöglichen. Dazu bedarf es einer eindeutigen und präzisen Definition von Begriffen, einer Nominaldefinition. So muss man natürlich auch den Begriff Familie definieren, wenn man ihn benutzt. Dies umso mehr, als es sich bei Familie um einen in der Alltagssprache häufig in unterschiedlicher Bedeutung verwendeten Begriff handelt. Eine Nominaldefinition sollte deshalb nicht allzu sehr von der Alltagsbedeutung abweichen, um nicht unnötige Verwirrung zu erzeugen. Aber abgesehen davon erfordert eine Nominaldefinition keinen großen Aufwand.

Dennoch ist die familiensoziologische Literatur voll mit Abhandlungen zum Begriff der Familie. In diesen Abhandlungen geht es nicht um eine Nominal-, sondern um eine Realdefinition: Die Autoren versuchen das „Wesen“ des Begriffs Familie zu ergründen. Dies ist aus Sicht des kritischen Rationalismus ein überflüssiges Unterfangen, weil Begriffe kein „Wesen“ haben. Die Erfolglosigkeit sieht man bereits daran, dass immer noch solche Abhandlungen gefordert werden. Offensichtlich ist es der Familiensoziologie nach Jahrzehnten immer noch nicht gelungen, das „Wesen“ des Begriffs Familie zu finden. Insofern ist jegliches „Arbeiten am Begriff Familie“ verschwendete Zeit.

Weiterhin geht Kollege Burkart auch auf die Debatte um die „Krise der Familie“ ein, die ja bekanntlich auch schon viele Seiten gefüllt hat. Aus meiner Sicht sind diese Abhandlungen ebenfalls meist überflüssig, weil die Autoren dieser Debatte es versäumen, die Begriffe – „Krise“ und „Familie“ – klar zu definieren. Damit wird ständig aneinander vorbei geredet und normative Positionen gewinnen die Oberhand. Am Beispiel dieser Debatte zeigt sich auch sehr schön die Wichtigkeit eines weiteren methodologischen Prinzips des kritischen Rationalismus: des Postulats der Werturteilsfreiheit. Kritischen Lesern von Abhandlungen zum Thema „Krise der Familie“ wird oft auffallen, dass hier die Wege des logischen Argumentierens aufgrund normativer Voreingenommenheiten verlassen werden.

Würde man etwa „Krise“ als Abnahme der Häufigkeit und „Familie“ als Lebensform mit Vater, Mutter und (mindestens) einem Kind definieren, so wäre die Debatte schnell beendet. Der Rest wäre eine empirische Frage. Sowohl „Krise“, wie auch „Familie“ kann man sinnvoll auf mehrere Arten definieren. Aber auch wenn man alternative Definitionen wählt, die Debatte wäre schnell beendet und man wäre bei der eigentlichen Aufgabe in diesem Zusammenhang: der empirischen Forschung. Längliche Abhandlungen über die „Krise der Familie“ jedenfalls sind in meinen Augen völlig überflüssig.

Wenig hilfreiche Theorien

In der Familiensoziologie gibt es natürlich auch „richtige“ Theorien. Leider sind aber auch diese – methodologisch gesehen – meist wenig brauchbar.

Zuerst wären da Wertewandelerklärungen zu nennen. Solche Erklärungen sind allerorten in der familiensoziologischen Literatur zu finden. Doch sie sind meines Erachtens wenig hilfreich. Ihr Informationsgehalt ist meist eher gering („Die Deutschen bekommen keine Kinder mehr, weil sie keine mehr wollen“). Es ist oft unklar, welche Werte sich gewandelt haben und wie man sie messen soll. Bei der empirischen Überprüfung von Wertewandelerklärungen hat man sich zudem noch mit dem Problem der unabhängigen Messung von Verhalten und Einstellungen herumzuschlagen. Schließlich sind Wertewandelerklärungen auch als Erklärung unbefriedigend. Sie sind notorisch unvollständig und immer schließt sich die Anschlussfrage an: „Warum kam es zu einem Wandel der Werte“?

Ganz analog kann man für die so genannte Individualisierungs„theorie“ argumentieren. Abhandlungen zur Individualisierung sind meist ziemlich unpräzise und logisch inkonsistent, erfüllen somit nicht die Grundvoraussetzungen für eine Theorie. Soweit man dennoch eine Aussage erkennen kann, handelt es sich im Prinzip um eine simple beschreibende Aussage: „Es hat eine Individualisierung stattgefunden“. Diese Individualisierung wird weiterhin als Ursache für die Veränderungen des familialen Verhaltens gesehen. Damit wären wir aber wieder bei einer Wertewandelerklärung.

Schließlich gibt Burkart noch der Differenzierungstheorie breiten Raum. Hierbei handelt es sich um ein „Fossil“ aus der funktionalistischen Vergangenheit der Familiensoziologie. Für eine empirisch ausgerichtete Familiensoziologie taugt diese Theorie jedoch nichts, weil ihr Kernkonzept „funktionale Differenzierung“ kaum messbar scheint. Außerdem operieren differenzierungstheoretische Erklärungen nur auf der Makro-Ebene und sind damit notorisch unvollständig.

Eine hilfreiche Theorie

Die Theorie dagegen, die in den meisten empirischen Arbeiten der modernen Familiensoziologie Verwendung findet – die Familienökonomik –, wird von Burkard nur am Rande erwähnt. Dieses Missverhältnis will ich mit folgenden Ausführungen ausgleichen. Die Familienökonomik und ihre *Rational-Choice*-Erweiterungen haben sich in der Familiensoziologie als sehr hilfreiche Theorien erwiesen: Sie operieren auf der Mikro-Ebene, sie sind präzise und logisch konsistent und sie erlauben die Ableitung von Hypothesen. Zudem haben sich viele dieser Hypothesen empirisch bestätigt. Deshalb verwundert es nicht, dass viele der „jungen Familienforscher“ mit dieser Theorie arbeiten.

Da in der Diskussion über diese Theorie immer wieder Missverständnisse und Unkenntnis dominieren, soll im Folgenden ein kleines Beispiel die grundlegende Vorgehensweise einer familienökonomischen Erklärung demonstrieren. Es handelt sich hierbei um ein klassisches familienökonomisches Argument von Gary S. Becker, welches in ein soziologisches Erklärungsmodell (Coleman-Badewanne) eingebettet ist (siehe Abbildung 1).

Abbildung 1: Ein familienökonomisches Modell des Zusammenhangs von Urbanisierung und Scheidung



Es soll der Anstieg der Scheidungsraten erklärt werden. Ein möglicher Faktor ist die zunehmende Urbanisierung.¹ Die Urbanisierung verändert das soziale Umfeld der Menschen, indem sie häufiger potentiellen Partnern begegnen (hierbei handelt es sich um eine Plausibilitätsüberlegung). Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, dass ein Verheirateter einem „besseren“ Partner begegnet, einem Partner, der einen höheren Ehegewinn verspricht. In der einschlägigen Terminologie: die Opportunitäten auf dem Partnermarkt verbessern sich. Unterstellt man nun, dass Menschen ihre gegenwärtige Partnerschaft aufgeben, wenn sie einen „besseren“ Partner haben können (familienökonomische Handlungstheorie), so sollte durch die verbesserten Opportunitäten die Scheidungswahrscheinlichkeit zunehmen.² Eine simple statistische Ag-

1 Daneben gibt es natürlich weitere erklärende Faktoren, aber es handelt sich hier um ein vereinfachendes Beispiel. Auch wollen wir uns hier mit der zunehmenden Urbanisierung als exogener Größe zufrieden geben, obwohl dieser Trend natürlich auch erklärungsbedürftig ist. Aber dies kann nicht Aufgabe der Familiensoziologie sein.

2 Das ist die heftig kritisierte Annahme der Nutzenmaximierung. In der gegenwärtigen Anwendung – wie auch in vielen anderen *Rational-Choice*-Modellen – kann man diese An-

gregation ergibt dann, dass die gesellschaftliche Scheidungsrate ansteigt. Insgesamt erklärt dieses Modell, warum zunehmende Urbanisierung zu einem Anstieg der Scheidungsrate führt.

Dieses Modell kann empirisch überprüft werden, indem man die Wohnortgröße in Scheidungsregressionsmodellen berücksichtigt. Einschlägige Studien zeigen tatsächlich immer wieder, dass die Scheidungsraten in Städten höher sind (siehe z.B. Brüderl und Kalter 2001). Dies spricht für dieses theoretische Modell. Ein eindeutiger „Beweis“ sind solche Ergebnisse natürlich aber noch nicht, denn die erklärenden Mechanismen (die Plausibilitätsüberlegung und die familienökonomische Handlungstheorie) werden nicht direkt empirisch überprüft. Der bestätigte Zusammenhang zwischen Urbanisierung und Scheidungsrate könnte auch durch andere Mechanismen zustande kommen. Deshalb sind im nächsten Schritt Studien notwendig, die auch die beiden Mechanismen empirisch überprüfen (siehe hierzu genauer Brüderl 2004). Es könnte ja durchaus sein, dass in Städten die Opportunitäten auf dem Partnermarkt nicht besser sind, etwa weil durch moderne Kommunikationsformen auch in ländlichen Gebieten ein extensiver Partnermarkt existiert. Ebenso könnte die familienökonomische Handlungstheorie falsch sein, weil Menschen treu sind und deshalb eine bessere Alternative auslassen.

Solche Studien gibt es gegenwärtig noch kaum. Insofern kann man auch nicht behaupten, dass familienökonomische Modelle empirisch eindeutig bestätigt sind. Aber wie die obigen Ausführungen hoffentlich deutlich machen konnten: Familienökonomische Modelle ermöglichen es, konkrete Forschungsfragen zu stellen. Insofern sind sie für die Familiensoziologie sehr hilfreich.

Was kann Familiensoziologie?

Angeleitet von den vielen in der Literatur behandelten familienökonomischen Modellen gibt es ein breites Beschäftigungsfeld für die Familiensoziologie. Im Prinzip geht es hier immer um die strukturelle Einbettung familialen Handelns. Davon ausgehend kann man dann Erklärungen des demographischen Wandels liefern. Die obigen Ausführungen zum Zusammenhang von Urbanisierung und Scheidung sind dafür ein Beispiel. Auf diesem Feld sehe ich die Stärken der Familiensoziologie. Kollegen aus der Demographie bearbeiten dieses Feld zwar ebenfalls, aber bekanntlich ist die Stärke der Demographie nicht die theoretisch fundierte Herangehensweise (in demographischen Arbeiten finden sich z.B. häufig Wertewandelerklärungen). Die Ökonomen haben umgekehrt eine eher zu theorielastige Herangehensweise. Die Kombination von präziser, informationshaltiger Theorie und sauberer Empirie könnte der komparative Vorteil der Familiensoziologie sein.

nahme aber auch abschwächen: Menschen wählen die Alternative, die ihnen subjektiv als die Bessere erscheint. Dass Menschen oft nach dieser Verhaltensmaxime verfahren, erscheint wohl nicht unplausibel.

Demgegenüber fordert Kollege Burkart, dass sich die Familiensoziologie stärker mit Sozialisation, Kommunikation und Emotionen beschäftigen sollte. Dies sind unbestreitbar wichtige Forschungsfelder. Aber mein Eindruck ist, dass die (Familien-) Soziologie hierzu nichts wirklich Substantielles liefern kann. Demgegenüber haben unsere Kollegen aus der Entwicklungs- und Familienpsychologie hier in den letzten Jahrzehnten Wichtiges geleistet. Die Soziologie wäre meines Erachtens besser beraten, sich auf das zu konzentrieren, wo sie komparative Vorteile hat. Langfristig bemisst sich die Stellenanzahl einer Disziplin auch an den substantiellen Ergebnisse, die sie zu Tage fördern konnte. Zur strukturellen Einbettung familialen Handelns kann die Familiensoziologie Substantielles sagen, deshalb sollte sie sich darauf konzentrieren.

Literatur

- Brüderl, Josef (2004). Die Überprüfung von Rational-Choice-Modellen mit Umfragedaten. In: Diekmann, A./Voss, T. (Hrsg.). *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften: Anwendungen und Probleme*. München: Oldenbourg, S. 163-180.
- Brüderl, Josef/Kalter, Frank (2001). The dissolution of marriages: The role of information and marital-specific capital. *Journal of Mathematical Sociology* 25, p. 403-421.

Eingereicht am: 19.05.2006

Akzeptiert am: 19.05.2006

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Josef Brüderl
Universität Mannheim
Fakultät für Sozialwissenschaften
Lehrstuhl für Statistik und sozialwissenschaftliche Methodenlehre
A 5
D-68131 Mannheim

Email: jbruederl@sowi.uni-mannheim.de